

Eine Reise in den peruanischen Hoch- und Ostkordillern.

Von Dr. Otto Nordenskjöld.

Auszug aus dem Vortrage, in der Geographischen Gesellschaft am 13. I. 1922.

Im Juni 1920 habe ich in Begleitung zweier schwedischer Studierenden, den Herren Allan Bäckman als Geographen und Graf Sten von Rosen als Zoologen, sowie später während der patagonischen Reise von Hauptmann H. N. Pallin als Kartographen eine Forschungsreise nach Südamerika angetreten. Als Hauptzweck der Reise galt eine Untersuchung der großen, häufig als „Inlandeis“ bezeichneten Eisfelder in den patagonischen Kordillern, aber ich wollte gleichzeitig den vorhergehenden antarktischen Winter dazu benützen, um eine Übersichtsreise in Zentral-Peru zu unternehmen, sowohl in der Hochsierra, wo ich die Spuren der älteren Vergletscherung anschauen wollte, wie auch in den bis jetzt sehr wenig bekannten Ostabhängen der östlich von Lima gelegenen Kordillern. Um dieses Ziel zu erreichen, galt es, die Gebirgskette zu überqueren und, wenn möglich, Hin- und Rückreise auf verschiedene Wege zu verlegen. Dabei wollte ich auch das gesamte Erwerbsleben der verschiedenen Zonen in seiner Abhängigkeit von der Natur studieren. Über diesen peruanischen Teil meiner Reise möchte ich hier vorläufig mit einigen kurzen Worten berichten.

Wir kamen Ende Juli nach Lima und wurden von den peruanischen Behörden in der großartigsten Weise empfangen. Hier machte ich auch die Bekanntschaft von Dr. Carlos Rospigliosi, Direktor des dortigen naturhistorischen Universitätsmuseums, ein durch einige Reisen im peruanischen Binnenlande bekannter Forscher. Es gelang uns, nun die Unterstützung der Regierung für eine gemeinsame „schwedisch-peruanische“ Expedition zu gewinnen, deren peruanische Abteilung unter der Leitung von Dr. Rospigliosi stand.

Unser Forschungsgebiet sollte die Gegend zwischen der zentralen Eisenbahn und dem Ucayali-Flusse sein; hier sollten wir alle die einander so außerordentlich unähnlichen peruanischen Längszonen kennen lernen: die Küstenwüsten im Westen, die feuchten Urwälder im Osten und zwischen beiden die mächtige Gebirgskette mit ihren Hochflächen in einer Höhe von 3000—5000 m. Quer über diese Zonen, vorwärts und zurück, ging unsere Forschungsfahrt, zuerst längs den großen Verkehrslinien, dann drunten im Urwald von diesen weitab ins noch Unbekannte hinein.

Von Lima führt durch das Rimactal zur Hochfläche und zu der altberühmten Minenstadt Cerro del Pasco jene schon in den 70er Jahren angefangene Eisenbahn empor, die unter allen Bahnen der Erde die größte Höhe erreicht (Zweigbahn nach Morocococha 4835 m), und besonders mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Anlage ein Wunder der Technik darstellt. In außerordentlich kühnen Windungen steigt die Bahn aus dem unteren Tal mit Baumwolle- und Zuckerpflanzungen sowie Hainen von Obstbäumen längs kahlen, nur mit sonderbar geformten Kakteen bewachsenen Schutthalden immer höher zu den Bergspitzen hinan, die schneegekrönt in die Ferne schimmern! In Casapalca erreicht sie in einer Höhe von 4200 m in der Form von mächtigen Kupferschmelzwerken den ersten Ausläufer des großen Grubendistriktes, der heute noch neben zwei chilenischen einer der wichtigsten in Südamerika ist. Hier beginnt man zu spüren, daß die Reise auch ihre Unannehmlichkeiten hat, und versteht, warum die Peruaner so ungern diese Überquerungsreise nach ihrem großen Binnenlande machen. Es ist die gefürchtete Bergkrankheit, die „Soroche“, die ihre Opfer ergreift. Die meisten Menschen gewöhnen sich allerdings bald an die dünne Luft, aber es gibt nicht wenige, die dieselbe überhaupt nie vertragen lernen.

Der letzte Paß am Fuße des Uleiggsberges wird in einem Tunnel 4751 m ü. d. M. passiert, und obwohl der Abstand vom Stillen Ozean in der Luftlinie nur etwa 100 km beträgt (die Eisenbahntfernung von Callao ist 172 km), passiert man schon hier die Wasserscheide zwischen den beiden Weltmeeren und das Land senkt sich nun zum gewaltigsten aller Flußgebiete der Welt. Wie mit einem Zauberschlag verändert sich die Landschaft, alle Flächen werden breiter, die Abhänge sanfter, die Seen zahlreich und die Bäche fließen in flachen Tälern nach Osten. Bei der

Schmelzhüttenstadt Oroya teilt sich die Bahn und ihr nördlicher Zweig geht nach Cerro del Pasco an dem fast genau in einer Höhe von 4000 m gelegenen großen See Chinchaycocha oder Junin vorbei. Dieser See mit flacher Umgebung ist seicht und birgt einen überaus reichen Stand von Vögeln und Wassertieren; Graf Rosen hat hier später ein Paar Wochen gearbeitet. Wir bogen aber diesmal nach Süden ab, wo unsere eigentlich gar zu umfangreiche Expedition — sie zählte abgesehen von Soldaten und Mannschaft gegen 20 Teilnehmer, unter ihnen den bekannten deutsch-peruanischen Botaniker Dr. Weberbauer — an einem der wirtschafts-geographisch interessantesten Plätze der peruanischen Hochfläche sich sammeln sollte. Es war dies Pachacayo, die größte, ungefähr 3700 m über dem Meere gelegene Viehhacienda der ganzen Sierra, der Hauptort eines Gutskomplexes von ca. 1200 km², wo man jetzt etwa 18.000 Rinder und 30.000 Schafe hält. Von Pachacayo machten wir verschiedene Ausflüge, teils nach den großen Gletschern des wohl etwa 6000 m hohen Tullo-Jutomassives, teils auf der nach Süden gelegenen Hochfläche, wo ich die Bodenarten und die überaus zahlreichen Seebecken — kleine Moränenseen, aber auch Talseen und echte Felsenbecken — studieren und zugleich ein nach südamerikanischen Verhältnissen alleinstehend bedeutendes, aber bis jetzt nur sehr wenig ausgenütztes Steinkohlenfeld kennen lernen wollte. Von unbeschreiblichem Freiheitsgefühl erfüllt durchmisst man auf seinem Pferde diese kahlen, jetzt von gelbbraunem Gras überwucherten Weiten, aus denen sich Gruppen niedrigerer Bergmassive erheben, während der Blick über weite Seelandschaften oder, im Osten wie im Westen, über Ketten von Schneegebirgen schweift. In den tiefergelegenen unteren Gebieten stößt man häufig auf Rinderherden, Gruppen von etwa 200 Tieren, die jede von einer indianischen Hirtenfamilie bewacht werden. Hier wird auch etwas Weizen-, Gersten- und Kartoffelbau betrieben. Höher oben, in einer Höhe von etwa 4000 m, beginnt die Region der Schafe. Die Vegetation wird dürftiger und besteht meist nur aus struppigem Gras und hartem Rasenpolster, darunter auch den merkwürdigen weißen Wollkaktus, *Opuntia floccosa*, äußerlich an ein weiches Schaffell erinnernd, in Wirklichkeit aber eine Masse scharfer Dornen auf fleischigem Stamme. Noch weiter aufwärts kommen wir in Gebiete, wo nicht einmal das Schaf mehr Nahrung findet. Hier ist das unumstrittene Reich des Lamas

und seines noch wollreicheren Verwandten, des Alpacas, und vielleicht gerade darum ein Zukunftsland für Herdezucht. Überall sieht man die Spuren einstiger Vergletscherung in der Form einer meist recht dünnen, aber weite Hochflächen überziehenden Moränendecke, die auf stark verwitterter Gesteinsunterlage ruht und selbst häufig von einer rötlichen, lößähnlichen Bodenart überdeckt wird. Die Grenze der Moränenablagerungen läßt sich nicht immer leicht feststellen, da eine große Ähnlichkeit mit dem gewöhnlichen Verwitterungsschutt besteht. Aber auf diese Fragen kann ich erst an einer anderen Stelle näher eingehen.

Unser Weg ging zurück nach Oroya und am 2. September überquerte die Expedition den Gebirgsrücken, der das Mantaro-Tal vom nächsten großen Haupttale trennt, in Automobilen. Hier oben entspringt in einem langen, unbeschreiblich öden Paßtale in einer Höhe von über 4000 m ein kleiner, unbedeutender Bach, dem wir so weit folgen wollten, bis er tief unten im Vorgebirgsland einen bedeutenden Quellfluß des größten Stromes der Erde bildet. Der Bach arbeitet sich brausend durch eine wilde Schlucht hinab, an deren Rand der Weg in scharfen Windungen hinabsteigt. Wohl fängt die Regierung jetzt an, hier gute Wege anzulegen, aber vorläufig sind die Schwierigkeiten groß, und in Tarma mußten wir unsere Reitkarawane ordnen. Noch befinden wir uns in mehr als 3000 m Höhe in trockenem aber keineswegs wüstenartigem Gebiet, während das Tal breit und fruchtbar ist und sein Klima, entgegen dem rauhen der Hochfläche, einem ewigen Frühling gleicht. Wieder verengt sich das Tal und der Fluß, nun groß und schäumend, fließt tief unten im Abgrund, während der Weg oft in den Fels gehauen ist, ja zuweilen durch ausgesprengte Tunnels geht. Wir nähern uns immer mehr dem Wald, dessen erste Spuren wir hie und da in den Talklüften vor uns bemerken. In schnellem Übergange senkt sich die tropische Nacht hernieder, indessen wir immer weiter reiten. Unmöglich, die Stimmung zu schildern, die sich aller bemächtigt, wenn man nach monatelangen Fahrten in Wüsten und auf öden Hochgebirgsflächen plötzlich in einer lauen, sternschimmernden, aber von keinem Monde erhellten Nacht auf dem schmalen Steige in den tropischen Urwald, die wunderbarste aller Naturtypen, eindringt. Ein weicher, unsichtbarer Mantel von Dunkel und Blütenduft umschließt alle. Aber hier gilt es in erster Linie an sich selbst und an den Weg zu denken. Unglücksfälle sind bei

einer solch nächtlichen Fahrt nichts Ungewöhnliches; auch uns stürzte einer der Maulesel mit seiner Last ab und verunglückte. Es war schön, gegen Mitternacht die Lichter von Huacapistana, einem kleinen Wirtshaus, wo wir die Nacht zubringen sollten, glitzern zu sehen, und nicht weniger schön war am nächsten Tag das Erwachen in einem tropischen Blumengarten.

Aber Huacapistana liegt noch in einer Höhe von rund 2000 m, und zwar in jenem oberen, immerfeuchten, besonders an Kryptogamen aller Art reichen Teile des Urwaldes, den man hier Ceja de la Montana, „Brau des Waldes“, nennt, und noch blieb eine Strecke übrig bis zum echten Tieflandswalde. Hier fangen aber tropische Pflanzungen, Kaffee-, Koka-, Agave- und Zuckerkulturen an. Die Schwierigkeit liegt vor allem darin, Produkte zu finden, die den langen, sehr teuren Transport bis zur Eisenbahn und dann weiter nach den Küstenstädten ertragen. Mit Zucker lohnt es sich kaum, wohl aber in der Form von Branntwein, und immer begegnet man auf dem Weg Karawanen, belastet mit kleinen Spiritusfässern. Unser Ziel war die größte und zugleich am weitesten vorgeschobene von diesen Plantagen, die einer englisch-peruanischen Gesellschaft gehört und am Zusammenfluß der beiden Flußarme gelegen ist, die dann den Perenéfluß bilden. Die Arbeiter in allen bisher passierten Plantagen waren Ketschuas, Bergindianer gewesen, hier aber begegneten uns, als wir bei einbrechender Dämmerung den Fluß passiert hatten, braune Gestalten, geschmückt mit Federn und Halsketten. Es war unser erstes Zusammentreffen mit den Waldindianern, Kampas, die hier auf der Plantage arbeiten und für die nächste Zeit unsere Begleiter sein sollten.

Hier mußten wir uns nun einrichten, um einige Tage zu bleiben. Ich wollte nämlich von hier aus den Perenéfluß abwärts fahren, während unsere Lastkarawane nach Oroya zurückkehren und von hier auf anderen, z. T. neuangelegten Wegen den Unterlauf des Flusses erreichen sollte, um uns abzuholen. Der Fluß selbst war bis jetzt sehr wenig bekannt. Zwischen der Plantage und dem Punkt, wo er nach seiner Vereinigung mit dem Ene den Namen Tambo führt, wird seine Länge mit allen Windungen auf nahezu 200 km berechnet, das Gefälle auf ungefähr 300 m (650 zu 350 m). In vergangenen Jahrhunderten haben Missionäre den Perené befahren. An diese Zeit erinnert eine bei unserem zweiten Lagerplatz aufgefundene alte Kirchenglocke, die im Flusse ver-

sunken lag. In neuerer Zeit hat eine peruanische Expedition den oberen Teil des Flusses passiert, um die Anlagemöglichkeit einer Eisenbahn nach Ucayli zu studieren, und eine andere Expedition hat den Fluß in seiner ganzen Länge passiert. Es war der deutsch-peruanische Ingenieur *Werthmann*, dem es im Jahre 1876 unter unglaublichen Schwierigkeiten und in ständigem Kampfe mit wilden Indianern gelang, auf Flößen den Fluß hinab zu treiben. Die sehr schwierige Flußfahrt läßt den Gebrauch von Booten überhaupt nicht zu. Schon die Höhenunterschiede zeigen, daß der Fluß eine einzige Reihe von Stromschnellen, unterbrochen von einigen nicht unbedeutenden Fällen, bildet. Für uns kam noch die Schwierigkeit dazu, die in der Größe unserer Gesellschaft lag (mit den Soldaten etwa 20 Weiße und ebenso viele Kampasindianer).

Während unsere Begleiter mit dem Zusammenfügen der Flöße aus der überaus leichten Holzart, dem „Palo balsa“, *Ochroma lagopus* beschäftigt waren, machte ich selbst einen Ausflug durch den Urwald nach dem in der Geschichte der Gegend bekannten sog. Salzberg; das Salz tritt, so weit ich es selbst gesehen habe, nur als eigentümliche, in dem Flußgeröll eingebettete große Klumpen auf.

Endlich kam der Tag, da wir mit unserer bunten Schar und mit einer umfangreichen Flottille aufbrechen konnten. Zwei Wochen dauerte unsere Flußfahrt, doch habe ich nicht die Absicht, hier unsere Abenteuer zu schildern. Wenige Minuten nach dem Start lag unser einziges Kanoe, das wir für die ersten Tage brauchten und in dem ich selbst saß, halb umgekippt in einem Stromwirbel, der es mit Wasser zu füllen drohte, und einige Augenblicke später wurde eines der Flöße gegen einen Uferfelsen geschleudert, von dem es nur mit viel Schwierigkeit loszubekommen war. Einige Tage hindurch gelang es wohl, unsere wichtigsten Sachen trocken zu behalten; aber an einer schwierigen Passage wurden dann mehrere Flöße umgekippt. Ans Land gekommen, waren die Kisten, worin sich unter anderem unsere photographischen Platten und Films befanden, mit Wasser gefüllt. Dann kamen die großen Katarakte, wo die meisten Sachen über steile Erhöhungen getragen werden mußten und wo mehrere von unseren Flößen vollkommen verunglückten. Auch sonst mußten wir mehrmals längs des Ufers wandern, eine beschwerliche Arbeit, wenn man die Bergabsätze hinauf und hinabklettern und sich mit dem Waldmesser

einen Weg durch das Dickicht bahnen muß. Warme Bewunderung mußte ich den Indianern zollen; es ist nicht leicht, die plumpen Fahrzeuge durch die Wirbel zu steuern, und sieht man, wie diese Männer mit einem gewaltigen Kasten auf dem Rücken über die Steinblöcke und Felsen und durch den Wald dahinwandern oder wie sie mit den Wirbeln des mächtigen Flusses kämpfen, um ein umgekipptes Kanoe zu retten, so kann man nicht anders, als deren Freund werden.

Es wären hier einige Worte über diesen Indianerstamm einzufügen. Die Kampas bilden den westlichsten, am weitesten gegen die Gebirgsgebiete vorgeschobenen Zweig der Aruakvölker, und obzwar sie schon mit den Inkas in Verkehr standen und Missionen lange unter ihnen gewirkt haben, sind sie bis jetzt nie eingehend studiert worden. Ich wäre deshalb gern mit deren noch wild lebenden Vertretern in Berührung gekommen, aber die Hütten und Pflanzungen, die wir an dem Oberlauf des Flusses trafen, waren alle unbewohnt und es scheint, daß die jetzigen Wohnplätze meistens etwas entfernt vom Flusse oben auf den Höhen liegen. Von unserem Lagerplatz an der Mündung des bedeutenden Nebenflusses Aozigné unternahm ich mit einem weißen Begleiter, der sich schon früher unter diesen Indianern aufgehalten hatte, und mit einigen Indianern eine Wanderung zu einem solchen Wohnplatz. Der „Weg“, ein schmaler, kaum bemerkbarer Steig, stieg gerade den Berg hinan. Es hatte geregnet und der rote Lateritlehm war sehr schlüpfrig. Die Hitze war erdrückend; es war schon mitten am Tage, und immer noch ging der Weg aufwärts. Aber als das Barometer eine Steigung von über 500 m angab, kam der Lohn für alle Mühe. Plötzlich öffneten sich unserem Blick weite Flächen, Hügel, Berge und Täler, alles von Wald bedeckt. In einem kleinen Hain von Yucapflanzen lagen drei Häuser ohne Wände, jedes nur aus sechs Holzpfosten bestehend, die ein Firstdach aus Palmenblättern trugen. Das eine ist offenbar das Haus des Familienvaters, das andere dasjenige seiner Frauen — es waren in diesem Falle deren drei — und der Kinder; das letzte ist vielleicht für Besucher bestimmt. Das Hausgerät ist immer sehr einfach. Im Hause des Mannes stand das hier gewöhnliche Bettgestell, Barbacoa; die Frauen liegen auf Palmematten auf dem Boden. Die Kleidung besteht für Männer wie für Frauen aus dem Cushma, einem langen Mantel aus braunem Baumwolltuch. Auch der Schmuck ist einfach; die Männer tragen

einen geflochtenen Haarkranz mit hineingesteckten Federn und einige wenige Halsketten; die Ketten der Weiber sind zahlreicher, aber bunte Farben fehlen fast immer, und nur in seltenen Fällen sahen wir die Frauenmäntel mit Papageienflügeln behängt. Es werden einige Haustiere gehalten, und die Nahrung besteht außer aus den Ergebnissen der Jagd und des Fischfangs hauptsächlich aus Yuca. Tongefäße kommen überhaupt kaum vor.

Am Abend kehrten wir zum Lagerplatz zurück, und die Reise wurde fortgesetzt. Nach älteren Berichten hofften wir den schwierigsten Teil passiert zu haben, es zeigte sich aber, daß gerade der untere Teil des Flusses besonders reich an Fällen und schwierigen Passagen ist. Hier wurden auch die Indianerhütten häufiger, und als wir am 27. September unser Reiseziel, die Pangoamündung erreichten, einige Kilometer oberhalb des Punktes, wo der mit dem Enefluß vereinigte Perené den Namen Tambo annimmt, trafen wir ein recht bedeutendes Dorf, wo der Einfluß der Mission schon groß ist. Hier sollten uns unsere indianischen Begleiter verlassen, und wir mußten unsere Pferdekarawane abwarten. Es war ein überaus heißer Platz, die Temperatur stieg bis auf 37°. Eine sehr interessante Erscheinung waren einige Pfahlbauten, kleine Hütten auf 3 bis 4 m hohen Pfosten, jetzt leer, aber offenbar noch in später Zeit benützt. Man sagte, daß sie zur Verteidigung gedient hätten, aber es ist schwer, ihren Zweck sicher festzustellen. Wir haben auch Versteinerungen gesammelt und konnten dadurch zeigen, daß hier die östlichsten Andenausläufer aus oberkarbonen Schichten aufgebaut sind.

Hier an der Pangoamündung brach in unserer Gesellschaft eine heftige Malariaepidemie aus und wir waren froh, als unsere Tiere einige Tage später ankamen. Mit ihnen kam auch der Oberleiter der Franziskaner-Missionen dieses Gebietes, R. Padre Irazola, und in seiner Gesellschaft traten wir den Rückweg durch das Pangoatal aufwärts an. Einige Meilen höher, an der Rio Negro-mündung, liegt die erste eigentliche Missionsstation. Hier endigt auch das Gebiet der Kampasindianer; die kleinen Plantagen, hauptsächlich zum Zuckeranbau, die höher oben im Tale zerstreut liegen, benützen Ketschuaindianer als Arbeiter.

Aus vielen Gründen mußten wir diesen Teil der Reise stark beschleunigen. Und wieder waren wir nun daran, jene Naturgrenze zwischen Tropenwald und kalten Steppen zu passieren, deren Ein-

druck sich unverwischbar ins Gedächtnis prägt. Am 7. Oktober hatten wir noch unsere Pferde in einem Hain von Bananenbäumen gesattelt, am Abend schliefen wir in den noch durch ihr überreiches Leben tropisch anmutenden Cejawäldern, um dann schon am folgenden Abend unser Lager hoch oberhalb der Baumgrenze in einer Höhe von nahezu 4000 m in einer leeren Steinhütte ohne Fenster und Tür aufzuschlagen, wo das Wasser um uns in der Nacht zu hartem Eise gefror. Von der Pferdeabteilung hatten wir freilich einige Winterkleider bekommen, aber das war nicht ausreichend für solche Kälte. Auch ein Schwede mußte hier die Zähne zusammenbeißen, erst unsere armen Peruaner! Und welchen Eindruck macht nicht diese von Kälte und Sturm niedergedrückte Vegetation selbst nach dem tropischen Urwald! Noch eine Weile geht der Weg aufwärts durch einen Paß, wo auf den flach abgeschnittenen, turm- und mauerähnlichen Seitengebirgen in einer Höhe von ungefähr 4500 m ein mächtiger Gletscher von ausgesprochen norwegischem Plateautypus ruht, eine äußerst interessante Beobachtung für dieses Gebiet. So ist man denn oben im Hochgebirge, wo der Weg bald tief unten in den Tälern geht, wo Indianerdörfer und Tierfarmen beginnen, bald wieder die hohen Bergrücken erklimmt. Am 12. Oktober erreichten wir die Eisenbahn bei dem berühmten alten Ocopakloster und durften zum ersten Male wieder das Leben der Zivilisation kosten; und einige Tage später waren wir wieder in Lima, um von hier aus, so bald als möglich, die Reise nach unserem patagonischen Arbeitsfelde fortzusetzen.

Zuletzt möchte ich nur ein paar Worte über meine Eindrücke von Peru als ein Land zukünftiger Kolonisation beifügen. Bis jetzt sind allerdings hier Erwerbsleben und Auslandhandel wenig entwickelt, aber dies wird sich sicher nach Überwindung der jetzigen wirtschaftlichen Krisis in wenigen Jahren ändern. Am höchsten stelle ich für die nächste Zeit als Land zukünftiger Entwicklung das innere Hochland der „Sierra“. Hier liegen noch große Reichtümer in der Form von Erzlagerstätten unbenutzt; bedeutende Strecken eignen sich noch für Viehzucht, und persönlich glaube ich, daß bald auch die wirklichen Hochgebiete für Lamazucht auszunützen sein werden. Hier hat man auch eine fleißige und arbeitswillige einheimische Bevölkerung, die sicher auch als Industriearbeiter brauchbar ist. Und dann ist es von höchster Bedeutung, daß gerade in dieser Zone nach südamerikanischen Verhältnissen sehr große

Kohlenfelder liegen, und ebenso wichtig, daß das Klima gesund ist und auch den Europäern die Arbeit ermöglicht. — Die Küstenzone ist ja an sich eine Wüste, obzwar Erz- und Petroleumvorkommen gewisse Gegenden wertvoller machen, aber durch künstliche Bewässerung lassen sich in den Küstentälern noch keineswegs unbedeutende Gebiete für Plantagenbau gewinnen. Dabei ist es aber wichtig, daß auch hier, trotz der Lage, das Klima besonders im Winterhalbjahr keineswegs sehr heiß ist, sondern auch von Eropäern leicht ertragen werden kann. Anders liegen die Verhältnisse an der Ostseite der Gebirgskette. Hier ist ja das Klima tropisch-feucht, aber immerhin wegen der Höhenlage teilweise besser als in dem inneren Amazonien. Die große Schwierigkeit liegt aber hier in der Entfernung; auch wenn eine Eisenbahn angelegt wird, lohnt sich der Transport nur für wenige Produkte, und die Flußfahrt bis an die atlantische Küste wird auch immer sehr teuer kommen. Gerade für Kapitalsanlagen bietet deshalb diese Gegend vorläufig weniger Aussicht, während die beiden anderen Zonen, die Küste und die Berghöhen, in dieser Beziehung vielversprechend sind.

Wenn es sich dagegen um eine Einwanderung ohne größere Kapitale handeln sollte, dann gibt wiederum die Küstenzone wenig zu hoffen, während eine Ansiedlung weißer Einwanderer auf den Hochflächen sicher gewisse Möglichkeiten darbietet, allerdings sehr gut vorbereitet werden muß. Über die Wälder und Täler der östlichen Gebirgsabhänge läßt sich ein Urteil schwerer geben. Die Gegenden, die ich selbst kenne, sind verhältnismäßig gesund und die Insektenplage ist nicht übermäßig groß, aber für nordeuropäische Einwanderer wird doch das Klima sehr drückend sein, und ein großer Gewinn läßt sich von der Arbeit wegen der hohen Frachtkosten kaum in der ersten Zeit erreichen. Die Kolonisationsversuche, die bis jetzt gemacht wurden, lassen sich kaum als gelungen betrachten. Von der Kautschukgewinnung, die jetzt eine überaus schwere Krisis durchmacht, sehe ich dabei vollständig ab.

Immerhin bin ich überzeugt, daß Peru in den nächsten Jahren als Kolonisationsland viel von sich reden machen wird.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1922

Band/Volume: [65](#)

Autor(en)/Author(s): Nordenskjöld Otto

Artikel/Article: [Eine Reise in den peruanischen Hoch- und Ostkordillern. 34-43](#)